

Der Hut

Erhard Taverna

Wir spielten Schach in der halbdunklen Saalecke. Seit Tagen regnete es ununterbrochen. Muffige Vorhänge filterten das trübe Tageslicht, das knapp unser Spielfeld erhellte. Mir gefiel dieses Halbdunkel eines späten Nachmittags, es passte zum stummen Schachspiel, das sich träge in die Länge zog. Mein Auftrag hielt mich in diesem Nest länger fest als vorgesehen. Unterhaltung gab es keine, da kam dieser Gast wie gerufen. Wir spielten täglich um die gleiche Zeit. Eine ungleiche Partie, die meistens zu meinen Gunsten ausging. Nicht dass ich gut spiele, aber dieser seltsame Mensch eröffnete jedes Mal konzentriert, hielt aber nie lange durch. Sein Interesse erlahmte nach wenigen Zügen, er wurde unruhig und fuchtelte mit seinen Händen am Kopf herum. Einen Tick hat der, dachte ich, passt zu seinem bizarren Auftreten, etwa wenn er beim Begrüssen der Serviertochter eine Bewegung ausführte, als würde er einen Hut abnehmen und wieder aufsetzen. Sie schien sein schrulliges Benehmen gewohnt, darum achtete ich nicht weiter darauf. «Meine Arbeit geht zu Ende», sagte ich ihm, «morgen reise ich ab.» Ich spendierte ihm einen Cognac als Dank für seine Gesellschaft. Wir tranken dann noch einen zweiten und einen dritten und ich fragte ihn beiläufig: «Warum tun Sie so, als ob Sie einen Hut tragen?» Er erbleichte, stand ruckartig auf, wollte sich entfernen und blieb dann plötzlich stehen. Er schaute mich nachdenklich an, dann setzte er sich wieder und erzählte mir seine seltsame Geschichte.



«Und mittendrin, auf einem verschlissenen Diwan, sass die Tochter, abgemagert wie die Mutter, mit einem schwarzen Zylinder auf dem Kopf»

«Wissen Sie, ich war früher einmal Arzt in diesem Dorf. Eines Nachts, ich hatte Notfalldienst, weckte mich das Telefon. Eine Frauenstimme verlangte Fiebermedikamente für ihre Tochter, nein, sie könne das Haus nicht verlassen, und ja, es brauche nur diese Mittel und sonst nichts. Es regnete in Strömen, genau wie heute. Die Strassen waren zu dieser Stunde menschenleer, die Beleuchtung ausgeschaltet. Zum Glück kannte ich den Notfallort. Es war ein stattliches altes Haus,

eine stillgelegte Mühle mit mehreren Mietwohnungen bis unter das Dach. Der angeschwollene Bach übertönte jedes Geräusch, es war stockdunkel, und ich brauchte meine Taschenlampe. Die Stufen knarrten. Die Stockwerke waren vom Treppenhaus durch ätzende Türen abgetrennt, doch nichts regte sich. Entweder waren die Glühbirnen defekt oder der Strom abgestellt. Ich erklimmte die Korridore im Dunkeln, öffnete eine weitere Türe und bestieg eine schmale Holztreppe zum Dachboden. Auf der obersten Stufe sass eine jüngere Frau in einem langen Umhang. Sie sass dort reglos, nur vom Schein meiner Lampe beleuchtet. Sie weigerte sich, die Wohnungstüre zu öffnen. Nein, die Tochter schlafe jetzt endlich, sie wolle sie nicht wecken. Ich beharrte vergeblich auf einer Untersuchung. Die Frau versperrte den Zugang. Ich gab ärgerlich auf. Wenige Nächte später wieder die gleiche Stimme. Zuerst verweigerte ich einen Besuch, stellte Bedingungen und machte mich danach fluchend auf den Weg. Es war alles wie beim ersten Mal. Still, bis auf den tosenden Bach und überall rabenschwarze Finsternis. Die Wohnungstüre hatte sie abgeschlossen. Auf den ersten Blick eine hübsche Frau, mit einem schmalen, bleichen Gesicht, eingerahmt von schulterlangen, schwarzen Haaren. Beim näheren Hinsehen waren die Augenhöhlen eingefallen, die Wangen hohl, die Haare verfilzt und die abgekauten Fingernägel schwarz gerändert. Wieder war kein Zutritt möglich. Auf dem Rückweg dachte ich an die langen, knochigen Finger, die wie Krallen den Schlüssel festhielten. Die Frau war viel zu mager. Sie ist krank und ausgezehrt, dachte ich, oder am Verhungern, wenn das hier möglich wäre. Ich wurde neugierig, beschloss aber abzuwarten. Sie rief mich ein drittes Mal an, wieder spät nachts. Weiss der Teufel, wie ich auf die Idee kam. Dieses Mal nahm ich Lebensmittel mit, belegte Brote, eingewickelt in Folien, und eine Teekanne. Sie stützte sich vor Schwäche auf dem Geländer ab. Die Brote oder vielmehr der Duft von frischem Schinken überwand ihren Widerstand. Erst öffnete sie die Türe nur einen Spalt breit, dann durfte ich eintreten. Im Lichtkegel waren Berge von Abfällen über die teppichlosen Dielen verstreut. Eine Müllhalde aus schmutziger Wäsche, Zeitungsfetzen, leeren Packungen und kaputten Möbeln reichte bis zu den geschlossenen Fensterläden. Der sichtbare Boden war mit Brandlöchern von Zigaretten übersät. Und mitten-

erhard.taverna@saez.ch

drin, auf einem verschlissenen Diwan, sass die Tochter, abgemagert wie die Mutter, mit einem schwarzen Zylinder auf dem Kopf.»

Er kippte in einem Zug ein weiteres Glas und fingerte nervös an seiner imaginären Hutkrempe herum.

«Es war ein flacher Zylinder, wie er heute noch an Reitturnieren getragen wird. Sie hat den niemals abgelegt, nicht ein einziges Mal. Für die Frauen bedeutete er einen Schutz, denn die Welt ausserhalb der Wohnung war radioaktiv verstrahlt. Mutter und Tochter waren unter diesem Dach gefangen, sie konnten weder Lebensmittel einkaufen noch die am Haus vorbeiführende Eisenbahn benützen. Ohne Hut war es lebensgefährlich, denn ohne ihn, so waren sie überzeugt, würde die Strahlung auch ihr Zimmer verseuchen. Was die beiden brauchten, war erst einmal Nahrung und nicht Medikamente. Sie verweigerten jede medizinische Behandlung, und ich versprach, sie damit nicht zu behelligen. Es war mir nicht möglich, sie von ihrem Wahn abzubringen. Ich war es, der zu bedauern war. Sie würden keinen Schritt mehr vor die Türe wagen.

Doch dann setzte mich der Vermieter massiv unter Druck. Sie ruinierten seine Wohnung, er hatte Angst um sein Haus, er hetzte die übrigen Mieter auf, drohte mit einer Zwangsräumung durch die Polizei. Spätestens jetzt hätte ich mich zurückziehen sollen. Doch ich hatte mich verpflichtet, wollte nicht aufgeben. Ich gebe zu, dass mir die Mutter gefiel, auch wenn sie verrückt war. Mir tat die Tochter leid, sie hatte nie eine Schule besucht, konnte weder lesen noch schreiben, war vollkommen von der Mutter abhängig. Ich sah keinen Ausweg. Ich habe die beiden Frauen verraten, ihr Vertrauen missbraucht. Ich bin schliesslich Arzt und nicht Fürsorger. Wieder kam ich mit Esswaren. Im Schutz der Dunkelheit hatten Polizisten und Sanitäter vor der Wohnung Posten bezogen. Ich öffnete die

Türe. Mutter und Tochter wurden trotz Gegenwehr überwältigt und abgeführt. Sie verfluchten mich und schleuderten mir den Hut vor die Füsse. Ich schwöre, dass ich ihn nicht angefasst habe. Ich bin geflohen, habe mich in meiner Praxisarbeit vergraben. Doch

«Ich habe die beiden Frauen verraten, ihr Vertrauen missbraucht. Ich bin schliesslich Arzt und nicht Fürsorger»

wenige Tage später erblicke ich mich im Spiegel mit dem verfluchten Zylinder auf dem Kopf. Seither kann ich nicht mehr arbeiten. Er lässt sich nicht ablegen, weder tags noch nachts. Lastet auf mir, als würde eine fremde Faust mir die Krempe in die Stirne drücken. Auch wenn ihn niemand sieht, er ist immer da. Ich wusste, dass ich verdammt war, den für immer zu tragen. Einen Telefonanschluss hatten die übrigens nicht, auch kein Handy, nur einen Laptop, auf dem keine einzige Datei gefunden wurde. Monate später hat mich die Tochter aus der Klinik angerufen. Es gehe ihr gut, die Mutter sei im Urlaub abgetaucht, sie selber bleibe vorläufig noch freiwillig dort. Weil die Schule ihr gefällt, hat sie mir verraten, wie ich den Hut doch noch loswerden kann.»

Ich bin am nächsten Tag abgereist. Wieder so ein Spinner, habe ich mir gedacht. Aus welchem Grund hatte er mir in voller Länge diese verkorkste Geschichte erzählt? Abends beim Zähneputzen vor dem Spiegel habe ich mich zuerst gar nicht erkannt. Dann begriff ich.